

Die Neuverhandlung sozialer Ordnung in multikulturellen Gruppen.

**Erschienen in:
Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik
2/2001**

Zusammenfassung

Davon ausgehend von, dass in allen Therapie- und Selbsterfahrungsgruppen stets auch ein Kampf um die persönliche Anerkennung stattfindet, wird die These aufgestellt, dass bei multikultureller / multiethnischer Zusammensetzung erkennbar wird, wie sehr der persönliche Selbstwert auf eine soziale Ordnung und den eigenen respektierten Platz darin verweist. Gruppenmitglieder aus unterschiedlichen sozialen Ordnungen (Kulturen) stehen vor der Aufgabe, die Bedeutung / Wertigkeit so grundlegender Dimensionen wie Geschlecht, soziale Schicht, religiöse Prägung etc. in ihrer konkreten Ausformung neu zu bestimmen. Dies findet im Kontext des relativen Machtungleichgewichtes von Mehrheitskultur und Minderheitenkulturen statt, der zur gegenseitigen Abwertungen tendiert. Je gewaltförmiger die in den über einander bestehenden Stereotypen geronnene Geschichte verlaufen ist, um so eher wird das zum Problem im Gruppenprozess. Für den deutschen Kontext ist diese Blockade durch den Holocaust gesetzt, die sich als Spaltung bemerkbar macht. Der Grad der Auflösung dieser Spaltung ist die Grenze, wie weit sich der ‚normale Prozess‘ des Austauschs verschiedener Kapitalien wie Intelligenz, Schönheit, sozioökonomischer Status, Bildung etc. vollziehen kann, in dem jedes Mitglied die Bestätigung seines Wertes zu erreichen sucht und alle zusammen unbewusst die konkrete Version einer gemeinsamen sozialen Ordnung in der Gruppe herstellen. Außer auf Bourdieu stützen sich diese Gedankengänge hauptsächlich auf Elias, Benjamin und Rommelspacher.

Vorbemerkung

Im Folgenden soll versucht werden, über die ohnehin nicht voraussetzungslose Beschreibung von Prozessen in sogenannten ‚multikulturellen Gruppen‘ hinaus eine theoretische Skizze zu deren Konzeptionalisierung zu entwerfen. Zum besseren Verständnis dieser Ausführungen möchte ich jedoch zuvor meinen Erfahrungshintergrund anreißen.

Die eigene regelmäßige Teilnahme ab den achtziger Jahren an international zusammengesetzten Gruppen im Rahmen gruppenanalytischer Kongresse, Symposien und Workshops hat meine Sensibilität und mein Interesse bezüglich dieser Fragestellung ebenso beeinflusst wie die täglichen Erfahrungen in der inzwischen auch öffentlich so genannten Einwanderungsgesellschaft Bundesrepublik. Ab den 90-er Jahren habe ich - unter anderem um die durch den Herkunftsunterschied potenzierte Asymmetrie des Einzelsettings zu relativieren - bewusst versucht, für PatientInnen nicht-deutscher Herkunft in meiner Praxis auch ein Gruppenangebot zu ermöglichen. Das bedeutete rein praktisch zunächst, für ein einigermaßen ausgewogenes Zahlenverhältnis zu sorgen, damit niemand von vornherein auf die Rolle des ‚Exoten‘ oder der ‚Exotin‘ festgelegt sein musste um dann alleine Zielscheibe aller idealisierenden wie abwertenden Projektionen zu werden. Darüber hinaus habe ich ausdrücklich nicht-therapeutische Selbsterfahrungsworkshops zum Thema ‚Ausländer und Deutsche‘ (zu den Schwierigkeiten der Titelgebung vgl. Scholz 1994) geleitet, diese waren bezüglich der nationalen und kulturellen Herkunft sowohl homo- als auch heterogen zusammengesetzt. Entsprechend war in den Workshops diese Differenz von vornherein

Thema, während sie in den Therapiegruppen erst nach und nach auch gesprochen werden konnte.

An dieser Stelle ist es m.E. sinnvoll den Begriff der ‚multikulturellen Gruppe‘, wie er für diesen Zusammenhang verwendet wird, etwas zu präzisieren. Schließlich ist fast jede Gruppe multikulturell: ihre Mitglieder kommen z.B. aus unterschiedlichen Familien, sozialen Schichten, Regionen, Organisationen, Nationen, hängen verschiedenen Religionen an – alles Zusammenhänge, die eigene Kulturen im Sinne gemeinsam geteilter Geschichte, gemeinsamer Verfahrensregeln sowie Interaktions- und Symbolsysteme einschließlich der zugehörigen Denk- bzw. Fühlmuster und unbewußten Fantasien ausbilden. Im engeren Sinne beziehe ich mich in diesem Artikel jedoch auf den Erfahrungshintergrund der genannten Therapie- und Selbsterfahrungsgruppen, deren TeilnehmerInnen aus Westdeutschland und Südeuropa bzw. dem nahen und mittleren Osten stammten. Das entspricht der Hauptlinie der Immigration in die damalige Bundesrepublik Deutschland seit den späten 50-er, frühen 60-er Jahren. Gemeinsam war den TeilnehmerInnen ein mehr oder weniger akademischer Hintergrund, auf jeden Fall eine höhere Schulbildung. Die Altersgruppe war ebenfalls recht homogen, etwa Mitte 20 bis Ende 30 Jahre. Die Schichtzugehörigkeit der Herkunftsfamilien variierte vom Arbeitermilieu bis hin zu vornehmen alteingesessenen bürgerlichen Familien, dabei war die diesbezügliche Bandbreite bei den Zugewanderten größer als bei den Einheimischen. Der Hintergrund war überwiegend, aber nicht ausschließlich städtisch geprägt. Bei den Menschen nicht-deutscher Herkunft gab es sowohl die deutsche als auch andere Staatsangehörigkeiten, verschiedene Sicherheitsgrade des Aufenthaltsstatus‘ und gewisse Unterschiede in der allgemein guten Beherrschung der deutschen Sprache, die dann doch gemeinsames Medium war.

Selbstwert und soziale Ordnung

Die Untersuchung und Konzeptionalisierung des Gruppengeschehens bzgl. der oben genannten Dimensionen und ihres Zusammenspiels ist unter sehr verschiedenen Perspektiven denkbar und sicher gewinnbringend. Der Titel ‚Neuverhandlung sozialer Ordnung‘ deutet jedoch an, welcher Blickwinkel auf das Gruppengeschehen mir im Laufe der Jahre immer wichtiger geworden ist. Meine These geht dahin, dass alle anderen hier schon genannten Merkmale im Kontext multikultureller Gruppen eine neue Färbung erfahren bzw. in ihrer relativen Wertigkeit neu zu bestimmen sind. Da aber Bestimmungsmerkmale wie Geschlecht, soziale Schicht, religiöse Prägung etc. die Person in ihren jeweiligen Tiefendimensionen prägen, sind solche ‚Umwertungen‘ mit erheblichen persönlichen Unsicherheiten und Risiken verbunden. Dies mag als erster Erklärungshinweis gelten für die bekannte Tatsache, dass in multikulturellen Gruppen (selbst sonst eher aggressionshemmten analytischen Frauengruppen) Konflikte von ungeheurer Wucht aufbrechen können. Eine solche Intensität kennen wir sonst nur, wenn die narzißtische Ebene berührt wird. Victor Schermer und Malcolm Pines haben als Herausgeber des gruppenanalytischen Standardwerkes über Gruppenarbeit mit auf der Strukturebene gestörten Menschen dafür den plastischen Titel des ‚Ring auf fire‘ (Schermer u. Pines 1994) gewählt. Will man nun nicht von vornherein *allen* Mitgliedern dieser Gruppen eine Persönlichkeitspathologie unterstellen, stellt sich die Frage, warum Fragen des Selbstwertes die Dynamik so wesentlich bestimmen.

Meine Antwort geht in die Richtung, daß der Selbstwert ein kompliziertes Produkt ist von sozialen Zugehörigkeiten und dem Wert, der den diese Zugehörigkeiten konstituierenden Bezugsgruppen beigemessen wird. D.h. anders ausgedrückt, daß das persönliche Selbstwertgefühl immer auf eine soziale Ordnung und den persönlichen Platz darin bezogen und darin verankert ist. Unter sozialer Ordnung verstehe ich ein gesellschaftliches Netz vielfältiger gegenseitiger Abhängigkeiten, deren Struktur wesentlich auch durch ihre

Asymmetrien bestimmt ist. Je asymmetrischer und in dieser Asymmetrie statischer diese Abhängigkeiten sind, um so eher sprechen wir von Macht. Damit verstehe ich Macht im Anschluß an Elias als konstitutiven Bestandteil menschlicher Beziehungen und damit jeder sozialen Ordnung.

Wenn sich nun eine Therapie- oder Selbsterfahrungsgruppe trifft, sind die TeilnehmerInnen – wie bei jedem anderen Zusammentreffen - immer auch RepräsentantInnen der sozialen Ordnung in ihrer konkreten und symbolischen Form, ihren bewußten und vor allem unbewußten Dimensionen. Das gilt nicht nur für die Art, wie die TeilnehmerInnen von den jeweils anderen wahrgenommen werden, sondern verweist viel tiefer auf Individuen als jeweils einzigartige lebendige Schöpfungen inkorporierter sozialer Strukturen. Foulkes bezeichnete diesen der konkreten Gruppe vorgängigen und sie gleichzeitig konstituierenden Zusammenhang als Grundlagenmatrix (Foulkes 1990). Dieser Begriff (zu seiner Kritik vgl. Dalal 1968, S. 62-64) zielt auf den Sachverhalt, daß es ein ganz großes Reservoir unbewußter Gemeinsamkeiten /Selbstverständlichkeiten gibt, auf dessen Boden eine bestimmte Gruppe dann ihre jeweilige Dynamik, ihre eigene Matrix entwickelt. Eine Teilnehmerin eines Workshops formulierte ihre Erfahrung bei einem längeren Auslandsaufenthalt so: „Es war eine Zeit, wo ich gemerkt habe: es gibt unterschwellige Sachen in der Begegnung von Menschen, die man kaum fassen kann. Und die dann das Miteinander schwierig machen“. Es gibt zwei Wege, auf denen dieser meist unsichtbare Bereich fühlbar wird: Entweder gerät die Grundlagenmatrix aus dem inneren einer Gesellschaft heraus in Bewegung - solche Bewegungen waren in neuerer Zeit z.B. Veränderungen im Geschlechterverhältnis oder (noch aktueller) die mit der Wiedervereinigung Deutschlands und dem Ende des Kalten Krieges verbundenen Prozesse – oder wenn sie mit anderen unbewußten Verknüpfungszusammenhängen sprich anderen Kulturen in Kontakt kommt. Das geschieht z.B. bei jedem Auslandsaufenthalt, aber eben auch in multikulturellen Gruppen.

Macht

Die Prozesse in solchen Gruppen möchte ich zunächst weniger als Phänomene von Interkulturalität beschreiben – der Begriff zielt m.E. in Richtung horizontaler Unterschiede auf verschiedenen qualitativen Dimensionen. Besser sind diese Prozesse zu verstehen als Medium, in dem sich eine ‚Neuverhandlung sozialer Ordnung‘ abspielt. Hier treffen Menschen mit strukturell unterschiedlichen Machtpotentialen aufeinander, welche auf die unterschiedlichen Machtpotentiale der jeweiligen Herkunftsgruppen (einteilbar z.B. nach sozialer Schicht, Geschlecht, Nation/Kultur) verweisen. Für die Therapie- und Selbsterfahrungsgruppen, auf die ich mich hier beziehe, gilt dabei, dass alle Dimensionen eine Neuverortung erfahren durch den Kontext des Zusammentreffens von Angehörigen der Mehrheitskultur = der dominanten, die Spielregeln bestimmenden Kultur und ‚Hinzukommenden‘, die Spielregeln nicht bestimmenden aber auch nicht an sie gebundene Menschen.

Dabei verstehe ich die hiesige Mehrheitskultur mit Rommelspacher als eine Dominanzkultur. Sie formuliert im Anschluß an Elias (Elias u. Scotson 1990): „Macht wird dann zur Dominanz, wenn sich viele Machtquellen vernetzen und damit ein Anspruch auf soziale Unterscheidung und Überlegenheit durchgesetzt wird“ (Rommelspacher 1998, S.25) Dabei benennt sie als wesentliche Merkmale einer Dominanzkultur die Omnipräsenz und Vielfältigkeit von Machtverhältnissen ebenso wie ihre relative Unsichtbarkeit und die gesellschaftliche Zustimmung, auf welche sie sich stützen kann.

Die hier benannte Unsichtbarkeit der Macht ergibt sich wie gesagt aus der Zustimmung der an ihr Beteiligten/ihr Unterworfenen, d.h. aus der in der Tiefendimension unbewußten Internalisierung von Normen, Werten, Bildern, Denk- und Fühlmustern, Interaktionsformen, in welche die soziale Ordnung und ihre Machtverhältnisse eingeschrieben sind. Dabei

bedeutet von Macht zu reden, auch von Privilegien zu reden. Unsichtbarkeit von Macht bedeutet folgerichtig Unsichtbarkeit von Privilegien, wodurch diese gut geschützt sind.

Das Paradox der Gleichheit

Für den hier dargestellten Zusammenhang ist es m.E. relevant, dass für die Absicherung dieser Unbewusstheit der sozialen Ordnung in westlichen Demokratien die Idee der Gleichheit eine zentrale Rolle spielt. Die Desiderate der französischen Revolution hatten nie ein Problem mit realer gesellschaftlicher Ungleichheit: Frauen, Arbeiter, ‚Heiden‘, Schwarze, Braune und Gelbe waren nicht als real Gleiche und Gleichberechtigte gedacht; ihnen fehlte es nach damaliger Definition an Vernunft, so dass sie von den revolutionären Errungenschaften ausgeschlossen bzw. nicht in sie einbezogen werden konnten oder mussten. Sklavenhandel und Kolonialismus vertrugen sich sowohl mit christlicher Nächstenliebe als auch mit der Deklaration der Menschenrechte.

Es ergibt sich ein mächtiges Paradox: Einerseits wird die Gleichheitsideologie im Leugnen und Herunterspielen realer (Macht)unterschiede zu einer Gewaltform, die Privilegien schützt, indem sie die Anerkennung von Unterschieden sowie die daraus abgeleitete Diskriminierung leugnet und so Anpassung und Unterwerfung einfordert. Gleichzeitig ist die Idee der Gleichheit mindestens ebenso lange auch ein Terrain, auf dem der Kampf um Anerkennung von denen geführt wird, die ursprünglich nicht mitgemeint waren und die so ihre Lebenschancen einfordern. Die Weiterentwicklung der westlichen Demokratien ist ohne diese Auseinandersetzungsform ebenso wenig denkbar wie der Entkolonialisierungsprozess. Für die Gruppensituation bedeutet dies, dass in dem zwar wenig strukturierten, aber nichts desto weniger Mehrheitskultur zugehörigen und von ihr bestimmten Raum einer analytischen Gruppe das Postulat der Gleichheit zwar verschiedene Bedeutungen hat, aber für alle der Boden ist, der eine wechselseitige Anerkennung ermöglicht, ohne die ein Ausweg aus dem ständigen Kampf, wer denn nun besser oder schlechter sei, nicht denkbar ist. Das Paradox der Abwertung besteht schließlich darin, dass diese mich des Gegenübers beraubt, der meine Höherwertigkeit bestätigen könnte (Benjamin, 1990) Daher ist ein stabiler Selbstwert darauf angewiesen, in den Anderen die tendenziell Gleichen zu sehen und basiert auf deren Wertschätzung.

Das oben Gesagte mag vielleicht allgemein gelten, wird aber nur im realen Kontakt unmittelbar relevant. Erst wenn Angehörige der Mehrheitskultur und Menschen aus anderen (und auf verschiedenen offiziell zwar undefinierten aber gerade dadurch sehr wirkungsvollen Hierarchien gegenseitig schlechter platzierten) Kulturen als konkrete Personen aufeinander treffen, bewegen sich alle Beteiligten in dem Spannungsfeld, daß sie Gleiche sein wollen und um ihrer eigenen Wertschätzung willen sein müssen, daß diese Gleichheit aber ohne eine Veränderung aller Beteiligten nicht zu haben ist, da sie weder in der Grundlagenmatrix der dominanten Kultur noch in den Gesellschaftsphantasien der anderen Kulturen vorgesehen ist. Dabei ergeben sich je nach Position natürlich sehr unterschiedliche Problemkonstellationen.

‚Heimvorteil‘ versus ‚Zweisprachigkeit‘

Die Angehörigen der Mehrheitskultur bringen in die Begegnung vor allem ihr vom gesamten sozialen Umfeld getragenes, selbstverständliches – d.h. über weite Strecken unbewußtes und damit ungebrochenes Überlegenheitsgefühl ein. Sie kennen die Sprache in ihren Facetten und Konnotationen, kennen die verbalen und nonverbalen sozialen Codes, teilen Geschichte und ähnliche in der Sozialstruktur bzw. im Geschlechter- und Generationenverhältnisverhältnis aufeinander bezogene Sozialisationserfahrungen, erkennen sich an Aussehen, Bewegung, Haltung und Sprache als - wenn auch spannungsvoll - Zusammengehörige und dadurch ethisch Wertvolle. Diese gemeinsame Disposition bleibt in kulturell homogenen Gruppen unsichtbar, Konflikte werden sich dort eher entlang der Linien Generationen, Geschlecht

und/oder soziale Schicht u.ä. entwickeln. Durch die Begegnung mit Menschen aus anderen Ländern und Kulturen wird diese Hintergrundfolie jedoch ebenso sichtbar wie die Sicherheit, die sie verleiht. Sichtbarkeit heißt aber prinzipiell auch Verhandelbarkeit. Dagegen steht allerdings der Umstand, dass dieses Überlegenheitsgefühl tief auch in die unbewussten Ebenen des jeweiligen persönlichen Selbstwertgefühls eingeschrieben ist, so daß seine Benennung und Relativierung als narzißtische Kränkung wahrgenommen wird. Für den Kontext der deutschen Mehrheitskultur gilt in diesem Zusammenhang, dass zu den mit am stärksten geleugneten Bestandteilen dieses überlegenen Selbstverständnisses die Tatsache gehört, dass „nicht-deutsches Aussehen“ zwar nicht von allen Deutschen, aber auf allen Ebenen der deutschen Gesellschaft als Symbol für Minderwertigkeit gehandelt wird“ (Metcheril 1994 S. 10). „Menschen ‚nicht-deutschen Aussehens‘ müssen jeden Tag damit rechnen, dass über sie ein Ensemble von Unterschieden und Bedeutungen konstruiert wird, dass diese Unterschiede zu ihren Ungunsten verlaufen.“ (Metcheril u. Teo 1994 S.17).

Der vielfältigen Überlegenheit der Angehörigen der Mehrheitskultur, deren ‚Heimvorteil‘, haben die MigrantInnen allerdings ihre ‚Zweisprachigkeit‘ entgegenzusetzen. Sie kennen große Teile der Codes der herrschenden Kultur, ohne gleichermaßen an diese in ihrer Gefühls- und Vorstellungswelt durch frühkindliche Internalisierungen der zugehörigen Normen, Werte, Interaktionspraktiken etc. gebunden zu sein, während gleichzeitig die Zwänge der Herkunftskultur nicht mehr unmittelbar wirksam sind. Bei Werner Schiffauer habe ich für diesen Sachverhalt die schöne Metapher des ‚entsymbolisierten Raumes‘ gefunden (Schiffauer 1991, S. 164). Die teilweise Entlassung aus dem Bedeutungsfeld und der sozialen Normierung der Herkunftskultur und die relative Unverbundenheit mit den Symbolwelten der Aufnahmekultur kann als Entwurzelung beschrieben werden, es entsteht jedoch auch ein Freiraum, der eine große Leichtigkeit der Bewegung ermöglicht. Die Bewältigung der Zwänge des Alltagslebens in diesem ‚entsymbolisierten Raum‘ bewirkt im Ergebnis meist eine besondere Flexibilität und Selbständigkeit. Hazel Rosenstrauch hat anlässlich des Erich-Fried-Symposiums 1999 für diesen Eigenschaftskomplex und die zugehörigen Mentalitäten halb scherzhaft den Begriff ‚Emigrans‘ geprägt. Zu ‚Emigrans‘ gehört eine „Flexibilität und Mobilität, die es erlaubt, zwischen Gruppen und Schichten zu wechseln, wenngleich historisch konkret eher vom Professor zum Tellerwäscher als umgekehrt“ (Rosenstrauch 1999). Mit ‚Emigrans‘ verbunden ist notwendigerweise ein recht klarer Blick für die ‚blinden Flecken‘ der aufnehmenden Kultur, woraus sich auf seiten der MigrantInnen oft ein nicht unbeträchtliches Überlegenheitsgefühl speist. Allein durch die Bewältigung der Zuwanderungserfahrungen und die bikulturelle Lebensführung fühlen sich die MigrantInnen oft reifer als ihren AltersgenossInnen. Unterstützt wird der eigene Selbstwert zudem durch abwertende Stereotype aus der Herkunftskultur. Z.B betrachten viele Muslime das Christentum wegen der trotz Monotheismus betriebenen Heiligenverehrung als einen primitiven Kult, für Angehörige alter Hochkulturen wie Ägypter und Iraner gelten Europäer als kulturlos.

Blockaden

Treffen nun diese Menschen zusammen gibt es immer ein Werben bzw. einen Kampf um die gegenseitige Anerkennung, bei dem jede/r zu diesem Zweck – wie in allen anderen Gruppen auch – die verschiedenen ‚Kapitalien‘ (Bourdieu 1982) auf den Marktplatz des Gruppengeschehens gebracht: Intelligenz, Schönheit, Stärke, Sensibilität, Bildung, ökonomischer Hintergrund, kulturelle Fähigkeiten und Kenntnisse etc. Ihr situativer Wert ist in einem interaktiven Prozess auszuhandeln. Die Besonderheit besteht in diesem Fall darin, daß die individuelle Bestätigung aktuell im Gruppengeschehen auf die Bestätigung der kulturellen bzw. ethnischen Herkunftsgruppe angewiesen ist, deren Zusammenhang die Matrix bildet, aus dem dieses Individuum hervorgegangen ist. Eine Bestätigung, die das

Individuum von seiner Herkunftsgruppe trennt, ist keine. Dabei kollidiert dieser Wunsch nach Bestätigung jedoch mit den bewußten und unbewußten Meinungen/Bildern, die gegenseitig übereinander bestehen. Diese Bilder und Meinungen stoßen in die Lücke, die durch ungenügende Gemeinsamkeiten in der Grundlagenmatrix gegeben ist und verleihen dadurch allen Beteiligten das Gefühl, sich doch irgendwie zu kennen und damit eine erste Handlungsgrundlage. In diese Stereotype gehen sowohl Projektionen eigener abgewehrter Anteile als auch in verdichteter Form die Geschichte (und der aktuelle Stand) der Beziehungen der beteiligten Nationen und Völker ein. Je gewaltförmiger diese Geschichte war und ist, umso stärker wird in der Gruppe nicht nur eine Trennlinie Inländer/Ausländer, sondern darüber hinaus eine tendenzielle Spaltung entlang dieser Linie in Täter und Opfer bewirkt. In diesem Prozess besteht nicht nur die Gefahr, daß die Individuen quasi verschwinden und nur noch als RepräsentantInnen ihrer Herkunftsländer wahrgenommen werden, sondern dass im weiteren diese Hierarchie der Nationen dann auf eine Dichotomie reduziert wird. Kann man bei Hierarchien noch um Rangplätze kämpfen, geht es bei der Dichotomie Täter/Opfer nicht nur um Herrschaft und Unterwerfung, sondern im Extrem um Leben und Tod. Je vernichtender die Gewalt in der Geschichte war, um so größer wird an dieser Stelle die Blockade für den Gruppenprozess sein. Für Gruppen im deutschen Kontext ist diese Blockade durch den Holocaust gesetzt. Dessen emotionale Besetzung ist wesentlicher Bestandteil der Folie, auf der alles verhandelt wird (vgl. dazu den Beitrag von Bataller-Bautista in dieser Ausgabe). Die reale Geschichte wird zum Boden projektiver Verzerrungen in der Gruppensituation. Die im Raum anwesenden Deutsche werden symbolisch zu Faschisten, die Ausländer zu Juden.

Für die Leitung stellt sich die Aufgabe, allen Anwesenden eine ausreichende Sicherheit zu geben – die Situation tendiert zum Überlebenskampf, für die einen direkt, für die anderen, um der fantasierten Rache zu entgehen – damit dieser Knoten gelockert werden; und das unabhängig davon, ob diese Ebene offen angesprochen wird. Da der Leiter, die Leiterin immer zu einer der im Raum anwesenden Untergruppen gehört, ist es offensichtlich, dass die in anderen Zusammenhängen vielleicht noch aufrechtzuerhaltende Illusion der Abstinenz und Neutralität der Gruppenleitung im gegebenen Fall Grundlage fehlt, bzw. dass Neutralität oder besser Integration erst auf einer Metaebene von Professionalität neu zu erringen ist (zu dieser Problematik bezogen auf die Geschlechterfrage in der Leitung vgl. König 1998, S. 255 ff.). Auch wenn die Besonderheiten der Anforderungen an die Leitung eine eigene Abhandlung wert wären, möchte ich an dieser Stelle zumindest darauf hinweisen, dass guter Wille und in anderen diesbezüglich homogenen Gruppen erworbenes Wissen als Leitungskompetenz alleine nicht ausreicht. Der Leiter, die Leiterin sollte sich auf jeden Fall mit der persönlichen und familialen eigenen Geschichte gerade in ihrer Verschränkung mit dem größeren nationalen und historischen Kontext, da heißt auch mit der Bedingtheit der eigenen diesbezüglichen Gefühlskonstellationen auseinandergesetzt haben sollte (vgl. Bonadie-Arning 1993).

Neuverhandlung

Kern der Leitungsaufgabe ist es also, der Gruppe soviel Sicherheit zu geben, dass es ihr möglich wird, diese Spaltungen sowohl zuzulassen als auch sie ohne falsche Harmonisierungen zu überwinden, projektive Verzerrungen zurückzunehmen, Ambivalenzen sowie Wechsel verschiedener Ebenen zuzulassen. Der Weg dorthin, der tendenzielle Ausweg aus den Spaltungen geht über die Ermöglichung des persönlichen Sprechens, in dem dann internationale Geschichte als Familiengeschichte sichtbar wird und das abstrakte Begriffe wie Diskriminierung als persönliches Erleben nachvollziehbar macht.

Bei derart ‚genügend guter‘ Leitung (niemand hat je alles aufgearbeitet) kann die Gruppe sich hoffentlich langsam aus der Blockade lösen und zu einer Arbeitsgruppe werden, in der dann der eingangs erwähnte ‚normale Prozess‘ des Austauschs der verschiedenen Kapitalien

abspielen kann. Die Gruppenmitglieder verhandeln im Versuch, sich als Gleiche herzustellen und gleichzeitig jede/r für sich günstige Positionen zu besetzen, dann unbewußt den Wert dieser verschiedenen Kapitalien um die ganz aktuelle Rangordnung ihrer Mitglieder herzustellen. Es wird versucht den Tauschwert der verschiedenen Einzelkapitale auszuloten. Das soll abschließend noch mit einem Beispiel verdeutlicht werden.

In einem Selbsterfahrungsworkshop zum Thema ‚Ausländer und Deutsche‘ verhandelten Mahmud als Iraner und Sarah als Deutsche den jeweils als richtig empfundenen Umgang mit der Zeit unter engagierter Beteiligung der übrigen Gruppenmitglieder am Beispiel einer Essenseinladung. Mahmud legte seinen Standpunkt dar: „Ich sage, wenn sie später kommen, o.k. dann kriegen sie später was. Wenn es kalt ist, dann essen wir eben kalt. Es geht doch darum, dass wir zusammen sind.“ Dem mag Sarah nicht widersprechen, aber es geht ihr um etwas anderes: „Ich will diesen Akt des gemeinsamen Essens. Meine Vorfreude, etwas zu kochen, was auch schmeckt, meine Vorfreude und meine Freude daran, mit den Freunden zusammen zu sitzen. Dann möchte ich diesen Genuss zu dem Zeitpunkt, wo er am höchsten ist, mit den Freunden haben. Und da hat sich der Koch doch etwas dabei gedacht, dass das Soufflee warm besser schmeckt als kalt.... Das ist doch eine Missachtung der Vorfreude und Gastfreundschaft, die ich entgegen bringen will.“ Mahmud hält dagegen „Wenn Du von Gastfreundschaft sprichst, dann denke ich, dass Du das auch versuchst zu definieren“ und führt aus, dass Termineinhaltung für ihn nicht dazu gehört. (vgl.Scholz 1993, S.72).

Auf einer ersten Ebene wird deutlich, dass sich beide durch die von der jeweiligen Kultur geprägten Herangehensweise des/der anderen als Person missachtet fühlen – einmal, weil der Zeitpunkt des Erscheinens wichtiger genommen wird als die Person, die erscheint; das andere Mal, weil das nicht rechtzeitige Eintreffen die Bedeutung der Gastgeberin, ihre Vorfreude und ihre Arbeit entwertet. Gleichzeitig wird das Geschlechterverhältnis verhandelt, indem Mahmud über das Thema Zeit die normalerweise als weibliche Domäne verstandene Tätigkeit des Kochens aufgreift und sie für sich als orientalischem Mann reklamiert. Er wehrt sich damit implizit gegen die Zuschreibung als Unterdrückender (das Buch von Betty Mahmodi war damals in aller Munde) und geht zum Angriff über, indem er das ganze weibliche, deutsche Getue um Essenseinladungen als zumindest überflüssig kennzeichnet. Sarah spürt den Angriff und wehrt sich mit der (hier nicht widergegebenen) Schilderung der Zubereitung eines Soufflees, dessen exakte Zubereitung und Verzehr zum richtigen Zeitpunkt für sie den Wert der Freundschaft ausdrückt, die sie für die eingeladenen Gäste empfindet. Sie reklamiert also die eher den Orientalen zugeschriebene Eigenschaft der Gastfreundschaft für sich und fügt noch die kleine Spitze hinzu, dass wahre Freundschaft sich in Esskultur ausdrücke. Das Geschlechterverhältnis verschränkt sich hier mit und wird zur Metapher für das Verhältnis der beteiligten Kulturen und umgekehrt. Es schwingen in dieser kurzen Sequenz Fragen mit wie: Wer ernährt wen und nach welchen Spielregeln? Wer unterdrückt wen? Wer oder was ist warmherzig? Wer oder was ist zivilisiert? Darüber hinaus war aber zusätzlich in der Gesamtsituation atmosphärisch deutlich zu spüren, dass hier ein Flirt zwischen zwei attraktiven Menschen stattfand.

Die Linearität der Sprache lässt das Ineinander der verschiedenen Ebenen nur als Nacheinander in der Beschreibung zu. Trotzdem ist hoffentlich etwas von der gegenseitigen Durchdringung der verschiedenen Machtdimensionen – in diesem Fall hauptsächlich der Wertigkeit kultureller Zugehörigkeiten und das Geschlechterverhältnis – sichtbar geworden, die im Kampf um die Anerkennung der jeweils eigenen Position und damit Person zum Einsatz kommen. Ohne dass strukturelle Machtungleichgewichte im Gruppenprozess prinzipiell aufhebbar wären, stellt sich Gleichheit so her über die Flexibilität, mit der diese vielen verschiedenen Dimensionen im Gruppengeschehen gehandhabt werden können. Dadurch wird dann der Platz geschaffen, reale Gemeinsamkeiten auf verschiedenen Dimensionen erlebbar zu machen, statt sich entweder per se als grundsätzlich Verschiedene oder als Gleiche um den Preis der Verleugnung der Unterschiede wahrnehmen zu müssen.

Hier beginnt eigentlich erst Interkulturalität, obwohl diese natürlich die ganze Zeit stattgefunden hat ebenso wie die ganz persönliche Begegnung ganz bestimmter Menschen.

Literatur

Benjamin, J. 1990: Die Fesseln der Liebe: Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Basel: Stroemfeld/Roter Stern

Bonadie-Arning, S.: 'Rassisch' gemischte Gruppen: Ein Erfahrungsbericht einer schwarzen Frau. Arbeitshefte Gruppenanalyse 2/93: 38-49

Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Dalal, F. (1998): Taking the Group Seriously: Towards a Post-Foulkesian Group Analytic Theory. London: Jessica Kingsley Publishers

Elias, N. u. Scotson J.L. (1990): Etablierte und Aussenseiter. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Foulkes, S.H. (1971): Acces to unconscious processes in the group-analytic group. In (1990). Selected Papers, 209-221. London: Karnac. Erstveröffentlichung Group Analysis 4 (1971): 4-14

König, O. (1998): Macht in Gruppen: Gruppendynamische Prozesse und Interventionen. München: Pfeiffer (1. Auflage 1996)

Metcheril, P. (1994). : Erfahrung Hautfarbe: Einige Gedanken im Anschluss an die Ausführungen von Sondra Bonadie-Arning und Farhad Dalal. Arbeitshefte Gruppenanalyse 1/94: 10-16

Metcheril, P. u. Teo, T., Hg. (1994): Andere Deutsche: Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft. Berlin: Dietz Verlag

Rommelspacher, B. (1998): Dominanzkultur: Texte zu Fremdheit und Macht. Berlin: Orlanda Frauenverlag (1. Auflage 1995)

Rosenstrauch, H. (1999): Ist Emigrans erblich? Notizen beim Erinnern. Freitag Nr. 49 vom 03.12.99

Schermer, V.L. u. Pines, M., Hg.(1994): Ring of Fire. London/New York: Routledge

Schiffauer, W. (1991): Die Migranten aus Subay: Türken in Deutschland: eine Ethnographie. Stuttgart: Klett-Cotta

Scholz, R. (1993): Ausländer und Deutsche: Werkstattbericht über einen gruppenanalytischen Workshop im März 93. Arbeitshefte Gruppenanalyse 2/93: 63-77

Scholz, R. (1996): Begriffsschwierigkeiten: Anmerkungen zur Rassismuskussion. Arbeitshefte Gruppenanalyse 1/96: 10-14

